

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 293.

Donnerstag, 26. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Lilian deutet ihre Verlegenheit richtig. „Ich weiß doch ganz genau, wer sehr, sehr froh sein würde, wenn Sie seine Frau sein wollten.“

Das macht die Hitze, daß mir so schwindlig ist, denkt Gladys und vergißt dabei, daß sie ganz andere Temperaturen gewöhnt ist. Sie fährt rasch mit der Zungenspitze ein paarmal über die trockenen Lippen, ehe sie heiser fragt: „So?“

„Natürlich“, lacht Lilian, „Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie nicht längst gemerkt haben, wie sehr sich Thüngern für Sie interessiert?“

Gott sei Dank, denkt sie, jetzt ist es heraus.

Gladys sitzt ganz still. In ihrem Kopf geht ein Mühlenrad herum, der ganze Raum scheint vor ihr zu tanzen. Sie hat sich bisher nie eingestehen wollen, warum sie in Berlin blieb, warum sie immer zu dieser Frau mit dem sanften Lächeln und der etwas schrillen Stimme kam — nun gibt es kein Versteckspiel mit sich selber mehr. Um den Mann, nur um den Mann — doch dieses eingestehen zu müssen, überwältigt sie fast.

Lilian beobachtet sie mit mißtrauischer Betroffenheit. Sie sitzt so still, die Augen niedergeschlagen, das verschlossene Gesicht läßt die Gedanken nicht erraten. Plötzlich packt sie eine rasende Wut auf das reizlose Geschöpf, das vielleicht wagen könnte, ihre Pläne, die Pläne, die ihre Rettung bedeuten, zu durchkreuzen, und ihre Stimme klingt sehr scharf, als sie nun sagt: „Sie scheinen nicht zu begreifen, was es heißt, wenn ein Mann wie Thüngern sich um Sie bewirbt?“

Jetzt schlägt Gladys die Lider auf und sieht der Frau ins Gesicht. „Um mich bewirbt? Hat er Sie beauftragt, mir das zu sagen?“

Lilian beißt sich auf die Lippen, versucht, mit soviel Empfindlichkeit hat sie nicht gerechnet. Dann lacht sie in gut gespielter Erschrecken: „Um Himmels willen, er würde mich köpfen ob meiner Indiskretion, wenn er ahnte, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe. Wir sind so alte Freunde von Jugend auf, da hat er mir sein Herz ausgeschüttet, wie sehr er sich auf den Hühnerhof eine Frau wünscht, wie Sie es sind; die seine Interessen teilt und auch seine Pferdepassion. Aber ich kenne doch seine schwerfällige Natur, bis er sich damit heraustraut, habt ihr beide graue Haare. Ich wollte euch helfen, darum habe ich sein Geheimnis verraten.“

Diesmal entgeht Gladys der falsche Unterton. Impulsiv streckt sie Lilian die Hand entgegen: „Verzeihen Sie... und ich danke Ihnen, Sie sind sehr gut zu mir.“

Na, endlich hat's geklappt, denkt Lilian befriedigt, während sie Gladys gerührt umarmt. Dann fragt sie vorsichtig: „Wissen Sie aber auch, Kleines, daß Sie keinen reichen Mann bekommen? Hoffentlich sind Sie nicht zu verwöhnt?“

Gladys lächelt. „Ich brauche von meinem Manne

kein Geld, Pa gibt mir zwanzigtausend Dollar, wenn ich heirate, das ist reichlich in deutscher Mark.“

„Na, reichlich?“ sagt Lilian enttäuscht, „offen gestanden, nach Ihrem Auftreten hier hätte ich mehr erwartet, aber für eine Europareise werden wohl immer Extraaufwendungen gemacht. Immerhin — auf dem Lande brauchen Sie nicht viel, und wenn mein Mann Ihnen hilft, das Geld gut anzulegen, mag es für Ihre persönlichen Bedürfnisse genügen.“

Gladys öffnet den Mund, als ob sie etwas sagen will, aber dann kommt ihr ein Gedanke — sie schweigt.

Es klopft an der Tür. „Herr Baron von Thüngern“, meldet der Diener.

„Ich lasse bitten“, sagt Frau Lilian.

Es war ein etwas merkwürdiger Brautstand, der dieser Verlobung folgte. Gladys hatte zwar nie Gelegenheit gehabt, Brautleute auf ihr Verhalten zu studieren, aber in ihr lebte ein vages Gefühl, als ob irgend etwas dabei doch anders sein mußte. Was, wußte sie selbst nicht; sie nannte Thüngern „Stephan“ und „Du“, und er küßte ihr beim Kommen und Gehen die Hand. Das war bei verheirateten Frauen ohnedies gesellschaftlicher Brauch, also nichts Erschütterndes. Er war sehr höflich, brachte stets Blumen — nein, sie war doch ganz zufrieden und glücklich. Weg mit den törichtesten Gedanken, wenn er sie nicht lieb hätte, würde er sie doch nicht heiraten. Denn daß sie reich war... Hier muß eine kleine Unterredung wiedergegeben werden, die sie kurz nach der Verlobung mit Dr. Bredede hatte.

Gladys kam nach Dahlem zum Tee, und Dr. Bredede empfing sie zufällig allein. Nach der Begrüßung meinte sie: „Pa hat gefabelt, er ist Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich meiner so annehmen. Er kann jetzt leider nicht fort, und wenn ich mit der Hochzeit nicht warten mag“ — es war beschlossen, Anfang August zu heiraten, um noch zur Ernte auf dem Hühnerhof zu sein — „so sollen wir aber so bald wie möglich zu ihm nach drüben kommen, damit er seinen Schwiegerjohn kennenlernt.“

„Das ist aber schade“, hatte Bredede gesagt, „ich hätte Ihren Herrn Vater auch gern gesehen. Er lebt nicht in Guatemala, sagten Sie?“

„Nein, La Paz gehörte den Großeltern, mein Vater lebt in Pittsburg.“

Bredede hob überrascht den Kopf. „Wie sagten Sie, Pittsburg?“

Gladys lachte über sein Erstaunen. „Ich habe doch schon öfter von Pittsburg gesprochen, allerdings wohl nur zu Ihrer Frau.“

Und meiner Frau sagt MacCatri-Pittsburg natürlich gar nichts. Ist Ihr Vater etwa der große Pittsburger Stahlmann?“

„Er hat jedenfalls Stahlwerke.“

„Er hat Stahlwerke?“ wiederholte Bredede erschüttert, „die größten Stahlwerke der Welt. Und da erzählt das gelegentlich von seinem Pa, der so viel zu tun hat... Also, Miß Gladys, ich hatte ja keine

noch mal, Sie sind ja nicht nur ein famöser Kerl, Sie sind auch eine Bombenpartie. Hat der Thüngern einen Dussel! Er stutzte: „Weiß er denn überhaupt? ...“

„Ich glaube nicht“, sagte Gladys, „es kam so, daß ich eigentlich immer nur von La Paz sprach, denn das ist meine Heimat. Über Pittsburg habe ich mit Stephan noch nie gesprochen, er wollte an Pa schreiben, da habe ich gesagt, ich würde kabeln, das machten wir immer so, weil Briefe so langweilig sind.“

Bredeke war erschlagen. „Das bringt auch bloß so ein Landjunker fertig, der nichts wie seine Pferde im Kopf hat. Als ich ihn kürzlich fragte, was Ihr Vater sei, meinte er, „ich glaube, Fabrikant.“ „Ich glaube Fabrikant“, er schlug sich lachend auf die Schenkel, daß es klatschte: „Ist Ihnen so etwas schon passiert, Miß MacCatrid?“

„Nein“, sagte Gladys hart, „bisher haben die Männer meiner Bekanntschaft nur zu gut gewußt, wer mein Vater ist.“ Sie dachte einen Augenblick nach. „Herr Bredeke“, — ihre Stimme war sehr ernst geworden, „ich habe eine Bitte an Sie“ — und auf seine zustimmende Verneigung: „Sagen Sie niemandem, hören Sie niemandem, weder meinem Verlobten noch Ihrer Frau, wer mein Vater ist, mir liegt sehr viel daran.“

„Ich verstehe zwar nicht den Grund, aber wenn Sie es wünschen, werde ich Ihr Intognito respektieren.“

„Ehrenwort?“ fragte Gladys. Lachend schlug Bredeke in die hingestreckte Hand: „Ehrenwort! Miß Mac Catrid.“

Was Thüngern betraf, so war er mit der Entwicklung der Dinge durchaus zufrieden. Das ging ja weit besser, als er gedacht hatte, seine Braut war als Frau zwar reizlos, aber als Mensch sympathisch, sie würde ein guter Kamerad sein, und als solcher war sie ihm herzlich willkommen. Und daß sie von ihm tatsächlich nicht mehr erwartet, ging aus ihrem ruhigen, zurückhaltenden Wesen hervor. Er hatte darum auch nichts gegen eine baldige Heirat einzuwenden, auf die Lillian drängte. Man war übereingekommen, die Hochzeit im engsten Kreis bei Bredekes zu feiern, Lillian hatte es selbst angeboten, um damit den Verdacht ihres Mannes endgültig zu zerstreuen. Aus Gladys selber wurde sie nicht recht klug. Sie glaubte genau zu wissen, daß sie in Thüngern verliebt war, ihre Augen hatten es verraten, wenn sie ihn ansah, ihr glücklicher, gelöster Gesichtsausdruck, wenn er mit ihr sprach.

Dieses Wissen hatte sie ermutigt, Thüngern diese Verlobung vorzuschlagen, ihr aber gleichzeitig Sorge gemacht, daß es ihren Plan stören könnte. Wenn Thüngern gemerkt hätte, daß Gladys ihn liebte, hätte selbst ein Skandal ihn nicht gehindert, zurückzutreten; soweit kannte sie ihn doch. Aber ihre Sorge schien unbegründet. Gladys war eine sehr ruhige, kühle Braut; daß diese Ruhe nur Schüchternheit war und innere Scheu dem geliebten Manne gegenüber, das entging Lillians sonst so scharfem Blick.

Gladys ließ alle Vorschläge betreffs der Hochzeit über sich ergehen. Nur als eine Hochzeitsreise in Erwägung gezogen wurde, bat sie dringend, gleich nach dem Hienhof zu fahren. „Ich bin nun so lange auf Reisen, ich möchte gern mal wieder eine ruhige Zeit auf dem Lande haben, außerdem freue ich mich so auf die Pferde.“ Dagegen ließ sich nichts einwenden. Stephan war sehr erleichtert, der Gedanke an eine Hochzeitsreise war ihm reichlich ungemütlich gewesen.

Die Thüngernsche Herrschaft umfaßte neben dem Hienhof noch die Güter Friesland und Walldrode, zum Hienhof selbst gehörte nur das „Ruhgut“, soviel Landwirtschaft, wie zur eigenen Versorgung nötig war, ziemlich ausgedehnte Waldungen, die unter dem tüchtigen Oberförster Böder standen, und dann vor allem das Gestüt. Das Gestüt war eine Schöpfung des alten Freiherrn Krafft von Thüngern gewesen, der, immer schon etwas wunderlich, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, gänzlich zum Sonderling wurde. Enkel waren

von Thüngern das große Kalkstraten los, wer einmal den Riesendessig erben würde.

Die Thüngerns waren nicht reich, saßen entweder auf kleinen Klinken, wo sie sich recht und schlecht durchbrachten, oder waren im Staatsdienst. Ordentliche und tüchtige Leute, die ihre Pflicht taten, ohne durch irgendwelche Besonderheiten aufzufallen. Das alte Raubritterblut schien im Laufe der Generationen zu sanfter Milde verwässert, und nur im alten Krafft noch lebendig zu sein, denn von dessen Jugendstreichen erzählten sich die braven Nachkommen mit gruseligem Behagen.

Man prophezeite ihm ein böses Ende, denn der Hienhof konnte eine solche Lebensführung seines Herrn nicht tragen, aber gerade, als man von seinem gänzlichen Zusammenbruch überzeugt war, überraschte er die Mitwelt durch seine Verlobung mit der vielbegehrten Christine Walldrode, die nicht nur die Güter Walldrode und Friesland, sondern auch ein großes Barvermögen mit in die Ehe brachte. Der wilde Thüngern war sehr glücklich geworden, legte sich ein Gestüt an, denn Pferde waren schon immer seine Leidenschaft gewesen, und wenn etwas das Glück dieser Ehe trüben konnte, war es nur die Tatsache, daß dem kleinen Dieter Geschwister versagt blieben. Als Maria Christine nach zwanzigjähriger Ehe starb, nahm sie auch das Glück des Mannes mit ins Grab, der dann nach dem Tode des Sohnes sich gänzlich zurückzog, und alle Versuche der Verwandten, sich des Vereinsamten anzunehmen, nur mit unwilligem Knurren beantwortete. Trotzdem schien er aber über die Vorgänge innerhalb der Verwandtschaft genau Bescheid zu wissen, denn als in der Familie ein großes Wehlagen anhub über den mährischen Stephan, der als sechzehnjähriger Bengel nach dem Baltikum durchbrannte, um den Deutschen gegen die Bolschewisten zu helfen, soll der Alte nach dem Tode seines Sohnes zum ersten Male wieder gelacht haben. Man holte den Jungen zurück, der, früh verwaist, bei Verwandten aufwuchs, und steckte ihn nach beendeter Schule auf ein Gut zur Erlernung der Landwirtschaft. So kam er nach Wengersdorf und traf dort mit der jungen Gräfin Ellingen zusammen. Als er die praktische Lehrzeit beendet hatte, kam plötzlich eine Einladung auf den Hienhof. Er fuhr unbekümmert los, ohne sich an alle freundschaftlichen Ermahnungen zu kehren, und war sofort begeistert, als er das Gestüt sah, die Leidenschaft für Pferde teilte er mit dem Alten; und auf den Koppeln und in den Ställen hielt er sich auch meistens auf, ohne zu ahnen, wie genau ihn ein Paar scharfe blaue Augen beobachteten.

Er reiste wieder ab, und wenn er an den Hienhof zurückdachte, war es in der Erinnerung an einen netten alten Mann und wundervolle Pferde, mehr dachte er nicht. Aber eines Tages fand man den alten Freiherrn tot in seinem großen Lehnstuhl am Kamin, und als das Testament eröffnet wurde, hatte er ausgerechnet den ungeratenen Stephan zum Alleinerben eingesetzt.

So kam Stephan auf den Hienhof. Er kümmerte sich um die lieben Verwandten ebensowenig wie vorher der alte Krafft, benutzte seinen neuen Reichtum, um sich erst einmal die Welt anzusehen und nahm, zurückgekehrt, die Pferdezuht mit derselben Leidenschaft auf wie sein Vorgänger.

Wenn die Hochzeit in Berlin auch nur schlicht gefeiert wurde, der Hienhof ließ es sich nicht nehmen, seine neue Herrin festlich zu empfangen. Der alte Hausmeister Klapprott hatte ein Heer von Scheuerfrauen aus dem Dorfe herangeholt, um das alte Herrenhaus in ein blankes, festliches Gewand zu hüllen. Die Frau Baronin sollte doch sehen, daß man in Deutschland seinen Kram ebenso verstand, wie drüben in Amerika. Es gab noch mehr solcher alten Leute auf dem Hienhof. Stephan hatte nicht den billigen Ehrgeiz gehabt, als neuer Herr ein neues Regiment zu führen, er hatte die erprobten Leute seines Vorgängers behalten, und er hatte gut daran getan.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vagabund.

Von Maria Punschel.

Einjame dunkle Anlagen.

Der Abend ist kalt. Es regnet.

Auf einer Bank sitzen zwei Männer.

Sie flüstern leise miteinander, die Blicke auf ein etwas abseits gelegenes Häuschen gerichtet, aus dessen oberstem Stockwerk Licht schimmert.

„Siehste“, sagt der eine, etwas ältere in zerlumptem Rock, „da oben wohnt sie, die Olle, ganz alleine lebt sie, hat nur ein Tagesmädchen, nachher ist sie allein. Den kleinen Köter hat sie, den hört keiner, dem gibste nen Fußtritt, dann ist er still. Geld soll sie haben!! Du mach, daß du ruff kommst, id seh hier unten und paß uff! Vorwärts Ede!“

Der, zu dem er sprach, und den er „Ede“ nannte, war fast noch ein Jüngling. Blah das junge, nicht unsympathische Gesicht, doch trug es den Stempel des Lasters, des Hungers und der Not.

Ede nickte zum Zeichen des Einverständnisses und erhob sich. Er eilte über den Fahrdamm, blieb einen Augenblick vor der verschlossenen Haustür stehen — ein paar Handgriffe — die Türe öffnete sich lautlos —

Ede stand still, strich mit der Hand über die feuchte Stirn. — Er hatte geraubt, gestohlen — gemordet noch nie — wollte es auch diesmal nicht tun, obgleich er manches Mal ausgelacht wurde.

Wie der Bliß zog sein Leben an ihm vorbei.

Besserer Leute Kind — früh in schlechte Gesellschaft geraten, die Eltern jung gestorben — dann in die Lehre, von dort lief er fort, weil er es unmenslich schwer hatte —

Na, und nun stand er hier und sollte das tun, was er schon oft getan — gern tat er es nie! Aber es mußte ja sein — Hunger tat weh —

Leise schlich er sich die Treppen hinauf — es war stockdunkel — er tappte sich vorsichtig am Geländer entlang. Plötzlich hörte er ein eigentümliches Geräusch!

Ein Stöhnen, Winseln, halberstickte Laute —

Oben ging eine Tür, er wagte kaum zu atmen.

Eine Frau rief:

„Fips, Fipschen — mein Gott! wo ist er nur geblieben? Komm zu Frauchen“ und noch einmal mit lauter Stimme „Fips!“

Das Winseln neben ihm wurde stärker, dann verstummte alles! Ede bog sich vor und warf einen raschen Blick durch das Treppengeländer nach dem oberen Stockwerk.

Er sah im Licht des Korridors, der offen stand, eine alte, weißhaarige Frau auf Krücken gekrümmt stehen.

Es war ihr wohl eine Unmöglichkeit, allein die Treppen hinunter zu gehen — immer wieder rief sie nach ihrem Hund.

Bei diesem Anblick hatte Ede den Zweck seines Besuches fast vergessen — er liebte Tiere und fühlte, daß der Hund in irgend einer Gefahr schwebte. —

Wieder erklang ein leises Winseln, das aber in Röcheln überging — Vorsichtig tastete Ede mit der Hand nach der Richtung, aus der die Töne drangen — plötzlich fühlte er etwas Weiches Warmes und merkte beim Betasten, daß der kleine Hund mit seinem Halsband, wohl in der Dunkelheit, an irgend etwas hängen geblieben war und nun frei in der Luft hing — dem Ersticken nahe. Einem raschen Entschluß nachgebend, befreite er das halberstickte Tierchen und nahm es auf den Arm.

Halb bewußtlos, mit rasend schlagendem Herzen lag der Hund zunächst regungslos —

Von oben wieder die klagende Stimme:

„Fips! Ist niemand da, der mir helfen kann?“

Ede bewegte sich wie von unsichtbarer Hand geschoben vorwärts. Bald stand er vor der jammernden alten Frau, den nunmehr fröhlich wedelnden Hund ihr entgegenhaltend. —

Die alte Frau war überglücklich. Mit ihrer freien Hand ergriff sie das kleine Tier, es zärtlich drückend und streichelnd.

„Ach, wie soll ich Ihnen nur danken? Wo fanden Sie ihn denn und was war passiert mit Fipschen?“

Ede erzählte den Sachverhalt.

„Und wohin wollen Sie denn, junger Mann, wohnen Sie hier?“

Die Alte hatte offenbar in ihrer großen Freude nicht das geringste Mißtrauen diesem Landstreicher gegenüber — sie sah ihm in die Augen und die schienen gut. —

Ede murmelte etwas von „einem alten Freund gesucht und ihn nicht gefunden“ und stand unschlüssig vor der alten Frau.

Diese jedoch sah nur sein blaßes Gesicht, die abgesehakte Kleidung und sagte freundlich:

„Kommen Sie herein und wärmen Sie sich auf, es ist so kalt draußen, ich werde Ihnen was zu essen geben.“

Und voranbumpelnd, fröhlich umsprungen von Fips, betrat sie, von Ede gefolgt, ihre Wohnung.

Der junge Mann folgte ihr stumm, besser konnte es ihm ja gar nicht gehen, ohne alle Mühe war er in die Wohnung gelangt, der Hund sah in ihm seine Lebensretter und beachtete ihn weiter nicht, nun hieß es nur, die alte Frau am Schreien zu hindern und

Wald haben möchte?!

„Sehen Sie sich, junger Mann, und ruhen Sie sich aus, gleich hole ich Ihnen etwas Warmes zu essen. — Sie sind ja durch und durch naß“, setzte sie teilnahmsvoll hinzu.

Ede wurde es unbehaglich, er verfluchte diese ganze dumme Geschichte mit dem Hund — nun sah er hier im behaglich durchwärmten Wohnstübchen und mußte die Güte der alten, harmlosen Frau so täuschen —

Da war die Alte auch schon mit einem Teller kräftig duftender Suppe und stellte ihn vor Ede hin.

Der ergriff mit zitternden Händen den Löffel und schlang die Suppe gierig hinunter, aß auch noch das Brot und fühlte dann ein molliges Behagen in sich aufsteigen. —

Wie still und warm war es hier — so friedlich —

Lange war es her, daß er nicht mehr an einem gebedten Tisch mit einem guten Menschen gegessen hatte — nur immer mit seinen Kumpanen in irgend einer schmutzigen Kneipe — wilden und rohen Gesellen —

Müdigkeit überkam ihn, der heiße Wunsch, hier zu schlafen, auszuruhen und nicht mehr zu denken — —

Aber das war ja Unsinn! Nur nicht sentimental werden! Unten wartete sein Helfershelfer, es würde ihn übel bekommen, wenn er unverrichteter Dinge zurückkäme. —

Die alte Frau hatte mit Rührung zugehört, wie der Mann mit Heißhunger sein Essen verschlang.

Nun legte sie ihre weiche, runzlige Hand auf seinen Arm und sagte lächelnd:

„Armer Junge! Hatten solchen Hunger! Haben Sie denn keinen Verdienst, Keinen, der für Sie sorgt — keine Eltern mehr?“

Ede schüttelte den Kopf! Fast böse wurde er! Warum stiumte diese Alte ihn weich?!

Er durfte nicht weich werden. —

Die Alte stand auf und ging mühsam an ihrer Krücke nach ihrer Kammode, ihm den Rücken zuwendend.

Jetzt mußte es geschehen, durchzuckte es den Vagabunden. Schon erhob er sich halb, um die alte Frau von hinten zu überfallen, da — sprang mit einem Satz der kleine Hund auf seinen Schoß und legte ihm zärtlich das Gesicht — — —

Ede strich ihm über das Fell — zärtlicher schmiegte der Hund sich an ihn.

In diesem Augenblick wandte die Alte sich um und sagte:

„Sehen Sie, der Hund liebt Sie, Sie müssen also ein guter Mensch sein, denn zu Bösen geht er nicht. —

„O! er ist sehr, sehr klug, mein kleiner Fips!“ — Und liebevoll beugte sie sich zu ihrem Hund nieder, der auf dem Schoß des Landstreichers saß.

Ede sah sie, wie etwas Unbeschreibliches ihn übermannte — er konnte nicht mehr — nur fort, fort — von dieser guten alten Frau fort, deren Güte ihn beschämte —

Er erhob sich.

Da kam die Alte auf ihn zu und reichte ihm ein Geldstück.

„Hier nehmen Sie und möge es Ihnen Glück bringen — habe selber nicht viel!“

Das war zu viel für den jungen Menschen. —

Er nahm mit zitternden Händen das Geldstück aus der Hand der alten Frau, sein Auge feuchtete sich und er selbst wußte wie es kam, hatte er die Hand der Greisin mit seinen beiden Händen an sich gepreßt und dann — sich jah umwendend, war er aus der Tür gestürzt, die Treppen herunter, vorbei an seinem dort lauern den Komplizen — hinein in die dunklen Anlagen, wie geheißt, immer weiter, weiter, bis tiefe Stille ihn umgab! —

Krampfhaft in der Hand hielt er das Geldstück der alten Frau, als sei es ein Talisman, der ihm die Möglichkeit geben konnte, ein anderes Leben zu beginnen —

Erschöpft kam er endlich an einer Bank an und durchrüttelt von all dem Neuen, das auf ihn einstürzte, warf er sich auf diese nieder und brach in heiße Tränen aus, Tränen, die ihn erleichterten und die alles fortchwemmten, was dunkel und schwer auf seiner Seele gelegen — — —

Pelze.

Von Jo Hanns Köster.

Pauline wünschte sich einen Pelz.

Pauline wünschte sich den Pelz schon seit Jahren. Zu Weihnachten, zum Geburtstag, zur Silberhochzeit, bei jedem Ausgleich und bei jeder guten Pleite. Aber Paul war ein verstoßter Ehemann und sagte stets:

„Wozu brauchst du einen Pelz?“

„Jede Frau hat heutzutage einen Pelz.“

„Wieso jede Frau? Hat Frau Suppengrün einen?“

„Ausgerechnet Frau Suppengrün. Ihr Mann ist genau so ein Filz, wie du. Aber deine Sekretärin hat einen.“

„Meine Sekretärin arbeitet auch und verdient ihr Geld, und du nichts.“

Da brach Pauline in Tränen aus und weinte:

„Wenn ich doch nicht deine Frau, sondern deine Sotter-
Märin wäre!“

Worauf Paul meinte:

„Wenn du jünger wärst, könnten wir darüber reden.“

So ging das schon seit Jahren. Und als es jetzt Winter wurde, begannen die Tränen und das Drängen um den Pelzmantel von Neuem.

„Gut“, sagte da Paul eines Tages. „Du sollst deinen Pelz haben.“

„Wirklich, Paul?“

„Ja. Schon morgen. Ich habe ihn bereits bestellt. Einen Nerzmurmelt.“

An diesem Abend sprach Pauline von nichts anderem, als von ihrem Pelzmantel. Wie er gefüttert sei und wie der Kragen wäre und ob ein Windschutz am Ärmel wäre und wieviel Wintermäntel man sich dadurch erspare, und was für ein Hut dazu passe, und was Frau Suppengrün für ein Gesicht dazu machen würde, und daß ihr Paul der beste Mann von der Welt sei. Das hatte sie Paul erst neunmal in ihrer fünfundsiebenzigjährigen Ehe gesagt. Nur neunmal, aber diese neunmal schnell hintereinander. Nämlich am Hochzeitmorgen. Am nächsten Morgen kam der Pelz.

Es war ein prächtiger Nerzmurmelt, braun-crepe de Chine gefüttert, mit hohem Stehkragen, Allwetterlarossierie und Windschutzmanschetten. Der Preis hing noch daran. Zwölfhundert Mark.

„Den müssen wir heute Abend einweihen“, schlug Paul vor.

„Gehen wir zu Suppengrüns?“

„Nein. Ich weiß etwas Besseres. Ich habe schon für heute Abend zwei Theaterkarten besorgt.“

„Wie aufmerksam“, strahlte Pauline.

Paul strahlte zurück. Paul wußte schon, was er tat.

Und sie gingen am Abend ins Theater.

Pauline gab den Pelz nicht ab.

Pauline zog den Pelz nicht aus. Pauline stemmte den Kragen hoch. Pauline schaukelte von innen und außen. Sie dampfte direkt oben hinaus. Aber ihrem Platz bildete sich eine Masse Wolke.

Auf dem Heimweg nahm Paul eine bereits reservierte Autotaxe.

Hier endlich küßte sich Pauline, zog den Pelzmantel aus, wobei ihr Paul höflich zur Hand ging, und kuschelte sich dankbar an ihren Mann. Der Weg war weit.

Bald schlief Pauline, übermüdet von der durchstreuten Nacht und dem ereignisreichen Tag.

Endlich kamen sie daheim an. Sie stiegen die Treppen hoch. Paul schloß auf, ließ Pauline vorangehen, drehte das Licht an und schloß die Türe.

„Um Gottes willen“, schrie plötzlich Pauline, „mein Pelz!“

„Wie?“

„Ich habe meinen Pelz liegen gelassen!“

„Wo?“

„Im Auto.“

„Du bist doch ein —“

„Nein“, sagte Paul nicht, aber alle Frauen werden wissen, was ihr Mann in solchen Fällen sagen würde, und alle Ehemänner werden wissen, was sie in solchen Fällen sagen möchten. Paul aber sagte nur:

„Du bist doch ein —“

Pauline jammerte verzweifelt:

„So spring doch schon hinunter — schnell, schnell — vielleicht erwischst du den Wagen noch — sieh nach der Nummer — machschon, machschon —!“

Paul sprang die Treppen hinab. Vier Stufen auf einmal. Die Straße war leer. Der Wagen war verschwunden.

Pauline hing oben heulend zwischen den Doppelfenster.

Pauline weinte die ganze Nacht.

Pauline weinte die ganze Woche.

Paul sprach kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf.

Pauline zog ihm beiseiden die Schuhe an und aus, reinigte den Kamm (was sie seit Jahren nicht getan), nähte die Hemdentöpfe fest, drückte die Zahnpasta jeden Morgen auf seine Zahnbürste und wärmte ihm das Kragentöpfchen am Ofen. Aber Paul blieb stumm und schüttelte nur den Kopf.

Eines Morgens klingelte es.

Pauline öffnete.

Ein Herr stand vor der Türe.

„Kann ich Herrn Paudler sprechen?“

„Mein Mann ist nicht daheim. Um was handelt es sich?“

„Um den Pelz, gnädige Frau.“

„Um den Pelz?“, sprang Pauline hoch, „Sie haben ihn?“

„Gewiß, gnädige Frau. Vielleicht haben Sie die Güte, Ihrem Gatten dieses Schreiben zu übergeben. Guten Morgen.“

Der Herr ging, bevor Pauline ihn zurückhalten konnte.

Der Brief war an ihren Mann adressiert. Pauline öffnete ihn.

Sie las. Erblickte.

„Nein, so eine Gemeinheit!“, schrie sie dann, „das ist doch unmöglich!“ Und noch einmal las sie langsam und genau das soeben abgegebene Schreiben: „Sehr geehrter Herr! Wir gestatten uns, Ihnen den Empfang des Nerzmurmelmantels, braungefüttert, mit Heutigem zu bestätigen und halten die uns hinterlegte Kautionsgebühr von zwölfhundert Mark zu Ihrer Verfügung abzüglich der Leihgebühr von Mark fünfzig für fünf Tage laut Vereinbarung.“

Wissenswertes Allerlei.

Zu allen Zeiten haben sogenannte Schatzinseln die Phantasie in Bewegung gesetzt. Aber meist waren die Schätze, die man dort finden sollte, sehr sagenhafter Art. Es gibt jedoch auch wirkliche Schatzinseln, und zu ihnen gehört die Insel Nauru im Stillen Ozean. Vor 50 Jahren hatte kein Mensch für diese Koralleninsel zwischen Amerika und Australien Interesse. Dann entdeckte man aber plötzlich, daß Nauru nichts anderes war als eine einzige Phosphatklippe, von der unerschöpfliche Reichtümer an Düngemitteln geerntet werden konnten. Im selben Augenblick stieg der Wert der Insel auf viele Millionen Dollar. Ebenso war es mit Belle Isle bei Neufundland. Vor einigen Jahren war die ganze Insel nur 100 Dollar wert; dann fand man Eisen auf der Insel, und sofort wurde sie für 2 Millionen Dollar verkauft. Die heutigen Schatzinseln werden also durch die Reichtümer des Bodens gebildet.

Das neue Riesenschiff der Cunardlinie, „Nr. 534“, gibt uns einen Begriff von der Größe der heutigen Ozeanriesen. Es sind 15 Kilometer Läufer bestellt worden, um die Gänge und Korridore des Dampfers zu bedecken. Das elektrische Licht an Bord würde genügen, eine Stadt mit 100 000 Einwohnern zu beleuchten. Der Anker allein wiegt so viel wie das ganze Schiff „Santa Maria“, mit dem Kolumbus nach Amerika fuhr. Man hat 100 000 Löffel und Gabeln angekauft. Auf dem gewaltigen Deck können 50 000 Menschen stehen. Einen Dampfer dieser Art muß man wohl mit Recht eine schwimmende Stadt nennen.

Die Pariser Schönheitsdoktoren verlangen recht erhebliche Preise für die Auffrischung eines Gesichts, mit dem sein Besitzer nicht mehr zufrieden ist. Eine neue Nase oder ein Mund kostet die Kleinigkeit von etwa 800 M., während ein „ganz neues Gesicht“ oft auf 4000 M. zu stehen kommt.

Obwohl es mit Ausnahme Hoovers, der sich ja erst kürzlich zurückgezogen hat, in Amerika nicht einen einzigen Expräsidenten gibt, leben in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 6 Expräsidentenwitwen.

In Amerika hat trotz der schlechten Zeiten jeder sechste Mensch ein Auto.

Ein 95jähriger Engländer arbeitet noch heute in einer Stuhlfabrik, in der er seit 75 Jahren beschäftigt ist. Er kommt noch immer um 8 Uhr morgens und beendet seine Arbeit erst um 6 Uhr abends.

In Bangalore in Indien raubten vor wenigen Tagen Affen einen schlafenden Säugling. Man setzte den Tieren sofort nach, konnte das Kind aber erst nach vielen Stunden ihnen wieder entreißen. Wie durch ein Wunder war es unverletzt.

An der Landstraße zwischen Callao nach Lima in Peru steht ein merkwürdiges Denkmal. Es ist ein Auto, das an dieser Stelle verunglückte. Man hat es zur Warnung für andere Autofahrer auf einen Steinsockel gesetzt und diesen Sockel mit einer spanischen Inschrift versehen, die auf Deutsch heißt: „Wer langsam fährt, fährt weit.“

In der australischen Reichsbank ist den weiblichen Angestellten der Gebrauch von Lippenstift und Schminke untersagt. Sie müssen auch schwarze oder marineblaue Kleider tragen.

Neuerdings werden Hundehalsbänder mit roten Steinen verkauft, damit die Autofahrer die Tiere in der Dunkelheit auf der Straße sehen können.